

Saddam Hussein für all seine Verbrechen verurteile, so verabscheue ich doch die Todesstrafe im Allgemeinen und so ein Hinrichtungsspektakel im Besonderen. Man sieht das und denkt: »Echt jetzt?« Da wurde ein Krieg geführt mit der Begründung der Befreiung von einem Diktator. Lassen wir mal die erfundenen Massenvernichtungswaffen weg. In der amerikanischen Erzählung gab es immer dieses Versprechen von Menschenrechten und Demokratie. Und dann wird da in irgend so einem dunklen Keller einer im Kreis einer hasserfüllten filmenden Menge aufgeknüpft. Das finde ich schon wichtig zu sehen, denn es ist etwas anderes, als nur zu lesen: »Saddam Hussein wurde zum Tode verurteilt.« Wenn ich eine sehr präzise Reportage darüber gelesen hätte, wäre die Wirkung vielleicht ähnlich gewesen.

Und die Propagandafilme?

Ich habe mir Propagandafilme des IS angeschaut, die zur Rekrutierung von Anhängern gedreht wurden. Das sind eher »edle«, technisch ultra-aufwendige Kriegsfilme, die den IS als großen Befreier darstellen. Sie propagieren eine Erzählung, in der der IS als eine Bewegung inszeniert wird, die Sinn stiftet, die Stolz vermittelt. Diese Filme arbeiten mit ungeheurem Pathos, mit emotionalisierender Musik, da gibt es hollywoodhafte Momente. Nicht, dass ich mich daran ergötzte. Aber es ist wichtig, diese Gruppen auch als moderne, technikaffine Organisationen zu analysieren. Wenn Sie sich das IS-Video von der Hinrichtung von James Foley genau anschauen, fallen die durchstrukturierte Dramaturgie und die verschiedenen Kameraperspektiven auf. James Foley, der gezwungen wurde, einen vorgefertigten Text zu sprechen, in dem er seinen eigenen Bruder kritisiert, hatte ein Ansteckmikro am Overall. Ein Ansteckmikro. Im hiesigen öffentlichen Diskurs wurden die Terroristen des IS gern als »Barbaren« bezeichnet. Das geht an der Realität völlig vorbei. Das klingt dämonisch, aber es verkennt die modernen Methoden, die manipulative Demagogie, die professionelle Kommunikationsstrategie dieser Gruppen. Von »Barbaren« zu sprechen verharmlost die Gefahr, die von solchen Terrorgruppen ausgeht, eben weil sie nicht rückständig oder vormodern in ihren Mitteln und Instrumenten sind. Und übrigens, nebenbei bemerkt, hat mich bei der Rezeption von *Gegen den Hass* erstaunt, dass das Kapitel über den IS meist komplett ausgeblendet wurde. Es gibt auch ein Kapitel über Trans*Personen, das wurde ebenfalls ausgeblendet. Es wurde immer gesagt: »Ah ja, das ist ein Buch, das sich mit Rassismus und Rechtsradikalismus in Deutschland beschäftigt.« Das ist absurd. Es geht insgesamt um die Mechanismen der Konstruktion als Andere und um die Mechanismen der

Exklusion. Es gibt darin auch ein Kapitel über weiße Polizeigewalt in den USA und den Mord an Eric Garner. Und es gibt eben auch ein Kapitel über den IS.

Wie erklären Sie sich diese Ausblendung?

Das weiß ich nicht. Aber für mich war enorm wichtig, dass es drin ist. Auch weil darin die Prozesse der Vergemeinschaftung behandelt werden, der Gruppenbildung, des Sich-selbst-Erhöhens über andere. Und natürlich die Blickregime, die die Anderen konstruieren als Objekt, als etwas, das man vernichten darf oder sogar muss. Rechtsradikale und Islamisten operieren da auch als mimetische Figuren. Ich erzähle das jetzt nur so ausführlich, um zu erklären, warum mich bei Lanzmann die Frage des Sich-Aussetzens so beeindruckt hat.

Wenn man sich in Krisengebieten bewegt, muss man ständig Risiken einschätzen. Kann ich das jetzt machen, kann ich das nicht? Kann ich da hinfahren, kann ich da nicht hinfahren? Wie lernt man das?

Dafür gibt es keine richtige Methode. Aber es half enorm, dass ich immer zu zweit gereist bin, nie alleine. Ich hatte immer Sebastian Bolesch dabei, mit dem ich mich in solchen Augenblicken auch immer verständigen konnte. Aber vor allem sind wir auch meist im Team gereist, mit einem lokalen Übersetzer oder einer Übersetzerin und einem Fahrer – die auch warnen oder zuraten konnten. Es ist ein dauerndes Sich-miteinander-Verständigen. Aber das bewahrt einen in einem Kriegsgebiet auch nicht davor, in Situationen zu geraten, die gefährlich sind. In diesen Gegenden ist alles unkalkulierbar. Wenn ich an diese Zeit zurückdenke, würde ich sagen, dass es Situationen gegeben hat, bei denen wir vorab abgewogen und alles überlegt haben, was man machen könnte oder welche Wege man nehmen könnte oder wie groß die Gefahren wären – und dann sind wir trotzdem mitten in die Scheiße geraten. Im Nachhinein sagst du dann: »Du lieber Himmel! Das hätte auch richtig, richtig, richtig ...«

Sie dachten: »Jetzt ist es fertig.«

Ja. Aber komischerweise sind das andere Situationen, als man von außen vielleicht annimmt. Angst ist ja nicht rational. Sie kann ausbleiben, wo sie angebracht wäre, oder vorkommen, wo sie unbegründet ist. Wir sind mal in Kolumbien, in Medellín, in eine Straßenschlacht geraten, bei der das kolumbianische Militär offiziell gegen »insurgentes« vorgegangen ist, also Aufständische, was immer das dann heißt. In Wahrheit hat das Militär wahllos in eine arme Nachbarschaft hineingeballert, in der

wir gerade unterwegs waren. Man wusste nicht, ob rechts oder links springen, Gasse hoch- oder runterlaufen, es wurde von oben geschossen und von unten. Ein Albtraum. Da habe ich nicht, wie Sie sagen, »Jetzt ist es vorbei« gedacht, sondern in der Situation ist der ganze Körper angespannt und konzentriert. Aber ich glaube, den größten Schrecken hatte ich mal in einer Situation, die, von außen betrachtet, viel harmloser wirkt. Da haben wir uns schlicht und ergreifend im Niemandsland zwischen den Fronten verirrt. »Front« klingt immer so präzise. Als ob es eine exakt abgezeichnete und markierte stabile Linie sei. Stattdessen sind es umkämpfte, dynamische, unübersichtliche Räume. Wir hatten unseren Wagen abstellen müssen und waren mit einer Gruppe kurdischer Peschmerga mitgefahren in eine Gegend, aus der sich die Armee Saddam Husseins zurückgezogen hatte. Das war ehemals kurdisches Land, das von Saddam »arabisiert« worden war. Insofern war es enorm bewegend für Kurden, die von dort vertrieben worden waren, zurückzukehren in diese Dörfer oder in die Ruinen ihrer früheren Dörfer. Offenbar erkannten diejenigen, mit denen wir unterwegs waren, die Gegend nicht mehr, es gab auch kaum richtige Straßen – und schließlich haben sie sich verirrt. Der Himmel war grau und verraucht, es gab keine Orientierung an der Sonne, wir wussten nicht, in welche Richtung wir fahren oder ob wir aus Versehen irakischen Truppen in die Arme fahren würden. Es war absolut furchteinflößend. Und dann sind wir tatsächlich mit dem Auto auf einen irakischen Posten aufgefahren. Da war glücklicherweise gerade niemand. Aber ich weiß noch, dass die Angst wirklich greifbar war und auch die Panik. Weil ich auch keine Idee hatte, wie man da wieder rauskommen sollte. Generell würde ich aber sagen, dass es sehr viel weniger gefährliche Situationen gab, als es von außen immer gedeutet wird.

Sie haben vorhin eine sehr interessante Nebenbemerkung gemacht: dass es nicht unbedingt die Vernunft ist, die in solchen Momenten entscheidet ...

Konzentriert. Eigentlich ist man konzentriert.

... und dass man dann nicht denkt, es ist aus, oder so. Gibt es einen Zustand jenseits der Angst?

In dieser Situation im Auto hatte ich wirklich Angst. Angst, gepaart mit einer tiefen Ohnmacht. Ich fuhr ja nicht selbst.

Und Orientierungslosigkeit.

Komplette Orientierungslosigkeit. Aber ich muss sagen, dass mir eigentlich andere Situationen besondere Furcht oder besonderen Respekt einflößen. Aufgebrachte

Meuten, die machen mir Angst. Da ziehe ich mich, wenn möglich, auch zurück.

Weil es nicht kalkulierbar ist.

Ja. Und weil mich da der Instinkt leitet.

Wenn Sie Ihre Zeit als Kriegsreporterin überblicken: Gibt es Dinge, von denen Sie bereuen, dass Sie sie getan haben – oder dass Sie sie nicht getan haben?

Da gibt es endlos viele. Man kommt in Situationen, die einen an die Grenze dessen bringen, wer man sein möchte. Es gibt zum Beispiel Konfliktsituationen, wo Milizen irgendwo im Nirgendwo einen Checkpoint aufstellen und einen dann behelligen. Und da bin ich schon auch ausgerastet und habe diese Milizen angefahren, sie sollten einen doch durchlassen. Nachträglich schäme ich mich dafür. Allerdings funktioniert so ein Gebaren oft. Aber das ist jetzt eher banal. Das haben Sie wahrscheinlich nicht gemeint?

Mir geht es eher darum, dass sich die Rolle der Zeugin vielleicht nicht immer von der Rolle der Handelnden trennen lässt. Es gibt ein Zitat von James Baldwin, das diese Problematik wunderbar auf den Punkt bringt: »I was to discover that the line which separates a witness from an actor is a very thin line indeed. Nevertheless, the line is real.«

Ach so. Ja. Es gibt dauernd Situationen, die ethisch und professionell fordern. Ich halte es nicht nur für unmöglich, sondern auch für falsch, sich der Möglichkeit oder der Pflicht zu menschlichem Verhalten zu berauben und hinter dem Dogma der distanzierten Beobachterrolle zu verbergen. Aber das muss man immer an einem konkreten Beispiel festmachen, weil sich nur in konkreten Kontexten entscheiden lässt, ob es richtig oder falsch ist, nicht nur zu beobachten, sondern auch zu agieren. Nehmen wir folgendes Beispiel: Ich war in Haiti nach dem Erdbeben, mit Sebastian Bolesch zusammen, für eine Langzeitbeobachtung. Wir sind über ein Jahr alle sechs oder acht Wochen nach Haiti gereist und haben die Entwicklung in einer komplett zerstörten Straße in einem Armenviertel von Port-au-Prince begleitet. Die Lage in dem Viertel war dramatisch. Die Leute waren völlig vergessen worden. Kaum eine Hilfsorganisation war hierhergekommen. Mit der Zeit, als wir uns dort bewegten und Gespräche führten, als die Bewohner:innen merkten, wir kommen immer wieder, wir hören zu, wir können zwar nichts aufbauen helfen, aber wir nehmen sie wahr und ernst, entstand dann ein Vertrauensverhältnis. Eines Tages erzählte uns jemand, inmitten dieser verwüsteten Gegend gebe es am Sonntag einen Gottesdienst unter

einer behelfsmäßigen Zeltplane. Eine Kirche gab es nicht mehr. Also sind wir hingegangen und haben uns das angeschaut. Und während wir da so sitzen unter den Gläubigen, erklärt mir der Übersetzer, dass der Priester gerade angekündigt hat, ich würde sicherlich auch gern zu ihnen sprechen. Sebastian fand das natürlich superlustig. Ich bin fast gestorben vor Pein. Was soll man da predigen? Als Europäerin mit Flugticket, das mich wieder rausbringt aus diesem Elend? Im Angesicht der versagenden internationalen Gemeinschaft? Aber da kann man sich nicht davonstehlen und erklären, es sei mit dem journalistischen Prinzip der nüchternen Distanz nicht vereinbar. Sondern man stellt sich hin und versucht verdammt noch mal, die richtigen Worte zu finden. Ich halte es für wichtig, sich um Unparteilichkeit zu bemühen und die eigenen Sichtblenden und Prägungen immer zu reflektieren, aber ich halte es für absurd zu glauben, man könne sich als Mensch, der etwas erlebt, der selbst erschüttert oder bedroht wird, ausblenden. Wenn vor mir eine Person stürzt, dann helfe ich ihr auf ... Es ist schon pervers: In dem Moment, in dem ich so spreche, antizipiere ich schon die missgünstigen Entstellungen dessen, was ich sage: »Sie gibt gerade zu, dass sie eine Aktivistin ist und auf der einen oder auf der anderen Seite steht.«

Wäre das schlimm?

Ja. Denn es würde mir das wichtigste Gut nehmen, das jemand wie ich hat: die Glaubwürdigkeit. Das wäre nicht nur für mich schrecklich, sondern es würde vor allem meine Texte, und das heißt die Geschichten, die mir Menschen irgendwo auf der Welt anvertraut haben, entwerten. Der rechte politische Diskurs ist zumindest so, dass man versucht, bestimmte *littérature engagée* oder bestimmte Intellektuelle oder in dem Fall eben bestimmte Journalist:innen zu diskreditieren, indem suggeriert wird, sie würden eine Nähe aufbauen und eine Agenda verfolgen, sie seien zu voreingenommen, zu einseitig, zu involviert, um überhaupt glaubwürdig zu sein und eine nüchterne Perspektive zu haben. Aber natürlich gibt es eine Orientierung, gibt es eine Agenda: die des internationalen Rechts und der Menschenrechte. Und mit der muss man sich gemein machen. Mit den Menschenrechten bin ich parteiisch. Ich fand es genauso ›leicht‹, zunächst aus Albanien zu berichten, als die kosovo-albanischen Geflüchteten nach Albanien kamen und von ihren Erfahrungen erzählten, wie ein paar Wochen später im Kosovo zu den serbischen Gemeinden zu gehen und von deren Erfahrungen zu berichten.

The line is real.